

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

— Erscheint allmonatlich. —

1920.



Neues Land.

Skizze von Wlth. Pennemann.

Der Bauer Heinrich Enders war kein reicher Mann; und das Wenige, das er besaß, war ihm nun auch genommen worden. Hundertmal hatte er trübsig und eigensinnig Nein gesagt, er hatte sich geweigert und geweigert — angstvoll und mit gequälter Seele; aber hundertmal hatten auch die Eisenbahner ihm ein bittendes, ein entschlossenes, ein drohendes Ja entgegengehalten. Und sie waren die Stärkeren geblieben.

Nun sollte das schwarze, schnaufende Ungetüm über die Stätte rattern, wo sein Urahn geboren und Feuer gezündet, wo sein Weib ihm den Erben geboren hatte. Über die Felder sollten die Schienen laufen, wo noch sein Vater mit achtzig Jahren hinter dem Pflug geschritten war, und wo er als Junge die ersten Sensenschnitte hatte tun dürfen.

Freilich, sie hatten ihm ja einen guten Wagen Geld dafür hingeworfen, so daß er sich dafür wohl einen mäßigen Hof kaufen konnte. Die andern Bauern beneideten ihn und wiesen ihn auf dieses oder jenes verschuldete Geschäft hin, das billig zu erstehen sei.

Aber sein Herz konnte es nicht fassen, daß die Segnungen der Kultur, wie ihm die Herren gesagt, nun über seine Heimat-erde sollten. Das Land war ihm verleidet. Dazu war sein Gewissen bedrückt wie das eines Missetäters, der strafwürdig Heimat und Familie verraten hat. Er haberte mit sich selbst und wußte sich nicht freizusprechen von den schweren Vorwürfen, die er markend und quälend gegen sich erhob.

Er ging einher wie in Ketten, irr und zerklüftet wie ein Verfluchter, den die Heimat ausgestoßen hat. Aus diesen Bedrängnissen fand er nur einen Ausweg: er beschloß, auszuwandern.

Die nötigen Habseligkeiten, die er nicht zurücklassen wollte und die mit der Luft und dem Leid seines Geschlechts aufs innigste verbunden waren, packte er auf einen Wagen; das übrige schenkte er einem bedürftigen Nachbar. Das Vieh verkaufte er bis auf den Braunen. Den spannte er vor den Wagen, setzte sein Weib und sein Kleinstes darauf — der zehnjährige Junge konnte wohl neben ihm gehen — und machte sich zum Aufbruch bereit.

Schon wartete sein Weib darauf, daß er abfahren werde; da ging er noch einmal in seine Hütte und sah sich mit schmerzenden Augen um, als müsse er gewaltsam in sein Gedächtnis schließen, was der Wagen nicht fassen konnte. Dann löste er mit der Brechstange einen schweren Stein aus dem Boden und hob ihn mit äußerster Kraft auf den Wagen. Ebenso schleppte er als letztes Eigen einen prallen, schweren Sack herbei und verstaute ihn zwischen Pflug und Stein. Sein Gesicht war hart und eisern, als er diese Arbeit tat.

Die Frau sah ihn mit erstaunten Augen an. Zu anderer Stunde würde er vielleicht ein unliebes Wort auf solchen Blick gefunden haben; aber was jetzt in ihm stürmte und wehte, riß den Vorwurf zu Boden, ehe er noch ausgesprochen war. Was er getan, hatte sein müssen. Und nun war er dessen froh. Ein matter Glanz kam in seine wehen Augen, es huschte über sein Gesicht wie Triumph und Sieg.

Nun glaubte er, seine Heimat und sein Geschlecht verlohnt zu haben. Ihn bangte nicht mehr um das Glück seiner zukünftigen Tage, denn er nahm die Heimat und das Erinnern zu seiner Vater Wirken mit in die Fremde. Sie waren an die Wunderdinge gebunden, die er gläubig mit sich führte.

„Ge, Lief!“ Das Pferd zog an; der Bauer verließ das Land seiner Väter.

Keinen Blick warf er zurück. Stumm und schwer schritt er neben dem Tiere dahin. Zu Boden sah er, als er an dem

Brachland seiner schmalen Ader vorüberfuhr. Ein heißes Weh drohte in ihm hochzusteigen.

„Hi, Lief!“ Wie ein erstidter Schrei klang es.

Das Dorf lag hinter ihm. Sie fuhren durch weite, flache Felder; der würzige Duft der gebrochenen Schollen umfloß sie weich und schmeichelnd. Der Bauer fühlte etwas von der gärenden Kraft, die im Boden aufstieg und der Saat harter. Da dachte er daran, daß er diese Schöpferkraft seiner Heimat eingefangen hatte und mit sich führe, und er hob sein Auge, und sein Herz wurde stark und froh.

In dem Lande, das er sich gedacht und in dem Dorfe, das ihm gut dünkte, erstand der Bauer von dem Gutsherrn einige Hufen gerodeten Waldes.

Da er nun mit allen einig geworden war und sein künftiges Eigen abgesteckt hatte und der Routermeister schon die Schnur zog, wo die Hauswände stehen sollten, hielt ihn der Bauer an und fuhr auf seinem Karren den großen, schwärzlichen Stein herbei, der einem Mühlstein nicht unähnlich sah. Er maß mit bedächtigen, ernsten Schritten den Raum ab, von links nach rechts, von vorn nach hinten. Nun hielt er an und machte ein Zeichen: dahin wälzte er den Stein und legte ihn fest.

Lange stand er vor ihm, still, wie im Gebete. „Hier, Meister, soll das Feuer sein. Auf diesem Stein, den mein Urahn gelegt, soll es brennen. Und nun baut das Haus um den Stein herum. Gott gebe seinen Segen!“

Dann schritt er hinaus auf sein Land. Er überschaute es, und sein Auge teilte es in Ader und Streifen und sah Roggen- und Haferfelder. Da wogte die Saat, da blühte das Korn; da blinkte die rasche Sense durch die rauschenden Halme; und Wagen fuhren vor und knarrten schwerbeladen auf den Hof...

Der Bauer holte den Pflug herbei. Er spannte das Pferd ein, er setzte das blanke Eisen in die Erde und zwang es mit tiefem Schnitt durch den Boden, den noch keines Bauern Eisen durchwühlt hatte, über den noch keine Wünsche und Hoffnungen, keine Not und keine Erntestrebungen dahingegangen waren. Es war jungfräuliche Erde, die seinem Geschlechte dienstbar werden sollte. Hoch und ernst ging der Bauer mit steifen Schritten hinter dem Pflug; Furchen um Furchen zog er bis in Aders Breite. Sein Herz ward warm, seine Augen leuchteten auf in tiefer Freude.

Aber dann ward es wieder still in ihm, ganz still. Zum zweiten Male schritt er an den Wagen und tat in das umgehängte Saattuch von der braunen Erde, die in dem mitgebrachten Sack war.

Schwerer ward sein Gang. Feierlich trat er auf die Schollen, griff eine Handvoll heiliger heimatischer Erde und warf sie wie kostbarste Saat in weitem Bogen über den Ader hin. So mag Gott in den Schöpfungstagen mit gerechter Hand die Sterne über den Himmel hingestreut haben. Und er schritt und warf und säte den Heimatgrund über das Neuland, daß es ihm seine Gnaden und Güter verleihe und der Segen der Heimat ihm in der Fremde erstehe, seiner Saat und seinem Geschlechte, seinem Hofe und seinem Namen. Mit feierlicher Gebärde säte er seine braune Saat bis an Aders Ende, und Schauer seligsten Glüdes durchrieselten ihn.

Ein heiliges Feuer brannte in ihm und verzehrte, was noch heimtümlich und ängstlich in ihm gewesen war. Er wollte die Fremde bezwingen durch die Kraft der Heimat. Die Sonne umstrahlte ihn mit goldigem Glanze. Der Ader dampfte, und tausend Schollen riesen ein jubelndes Amen.

So nahm der Bauer Enders seine Ader in Besitz und wandelte sie in Heimatland.

Er breitete seine Arme aus, als müsse er Haus und Hof und Ader in Liebe umfassen; er kniete nieder und küßte die Erde, die seine Heimat geworden war.

Wertung der Landarbeit unserer Stadtkinder.

Von Else Trott-Helge.

Seit der Landfrauentagung, auf dem zum ersten Male die Verschickung unserer Stadtkinder aufs Land erwogen wurde, bis zur allgemeinen Durchführung dieser Maßnahme hat es an Stimmen nicht gefehlt, die sich mit der Beschäftigung dieser verpflanzten Großstadtjugend befaßt haben. Daß sie Schulunterricht genießen müßten, während sie monatelang auf dem Lande lebten, darüber waren sich alle Kreise einig. Dagegen wurden über die Heranziehung der Kinder zu leichter, gesunder Tätigkeit vielfach ganz widersprechende Stimmen laut. Erinnert sei beispielsweise an die Debatte im Reichstage zum Etat des Reichsamts des Innern. Dort gab die äußerste Linke ihrer Befürchtung Ausdruck, daß man die jugendliche Kraft mißbrauchen, ja mit der Kinderarbeit Raubbau treiben wolle. An Zurückweisungen dieser Ansicht hat es nicht gefehlt; man ist ihr sogar dort entgegengetreten, wo sie in einer weniger scharfen Form geäußert wurde. Es waren auch nicht nur die ländlichen Kreise, die dafür eintreten, daß das Kind in seiner neuen Umgebung außer seinen Schulpflichten noch andere übernehmen solle, sondern die der Regierung, zumal wir in einer Zeit leben, da die Arbeitskraft eine sehr viel höhere Einschätzung erhalten muß, als ihr im Frieden zuteil wurde.

Schon vor dem Kriege hat es in gewissen pflegerischen Kreisen nicht an Stimmen gefehlt, die mehr System in die Beschäftigung unserer Jugend bringen wollten. Wenn man auch von der Ansicht ausging, daß das Schulkind durch strenge Einteilung der Unterrichtsstunden, Erlebung der häuslichen Arbeiten oder Privatstunden außerhalb des Lehrplanes — man denke nur an den Musikunterricht — verhältnismäßig viel leistet, so hat doch das lärmende Toben größerer Knaben auf den Straßen, das täglich stundenlang beobachtet werden konnte und oft Merkmale von Roheit, ja Sittenlosigkeit zeigte, vielfach den Gedanken aufkommen lassen, ihnen nützliche Beschäftigungen zuzuweisen. Gleich den größeren Mädchen aus dem Volke, die im Haushalt meist wertvolle Hilfen sind, wollte man auch die Knaben mehr zu einer planmäßigen Tätigkeit heranziehen.

Dann kam der Krieg. Er ließ den Gedanken starker Wurzeln schlagen. Die Schulwerkstätten entstanden, Schülergärten wurden errichtet, die größeren Knaben und Mädchen gingen auch Erntearbeit leisten, allerdings ohne daß ihre ländlichen Verhältnisse ungewohnte Kraft ernstlich als Hilfe mitgezählt werden konnte.

Jetzt aber, nachdem Landaufenthalt für Stadtkinder eine soziale Einrichtung geworden ist, die durch die Regierungen der Bundesstaaten gefördert, durch einen gemeinnützigen Verein organisiert und über das ganze Reich hinweg einheitlich durchgeführt wird, muß mit Hunderttausenden, ja vielleicht Millionen jugendlicher Kräfte gerechnet werden, deren Kraft und Arbeitsleistung in ihrer Gesamtsomme ländlichen Verhältnissen nutzbar werden kann. Es bedarf für ihre Erfassung und Bewirtschaftung nur eines gewissen Systems, am besten durch Aufstellung von Richtlinien.

In dem Erlasse des preussischen Ministers des Innern war von vornherein darauf hingewiesen worden, daß die aufs Land verpflanzten Kinder der Städte und Industriegebiete zu leichter ländlicher Arbeit herangezogen werden müßten. Auch in den Bedingungen in der Aufnahme der Kinder, die diesem Erlasse beilagen, war dieser Punkt betont. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Landbevölkerung die Kinder an Elternstatt zu betreuen hat. Daraus folgte logisch, daß sie auch für das seelische und moralische Wohl und Wehe der Kinder gleichermäßen verantwortlich sind wie für das körperliche.

Nun ist Müßiggang aller Lasten Anfang. Er wird zu um so größerer Gefahr, je mehr Zeit diesem Müßiggange bleibt. Die aufs Land verpflanzten Stadtkinder haben geringere Zeit für den Schulunterricht aufzuwenden. Sie sind im Durchschnitt rascher denkender und im allgemeinen mit schnellerer Auffassungsgabe ausgestattet als die Kinder des Landes. Sie werden in den Landschulen ohne große Mühe dem Unterrichte folgen können, selbst wenn man sie höheren Klassen als den entsprechenden städtischen zuteilt. Die Schularbeiten werden ihnen ebenso rasch vonstatten gehen. Dazu kommt, daß der Tag im Sommer auf dem Lande länger ist als in den Städten. Viel früher beginnt die Wirtschaftsmaschinerie zu klappern. Es bleibt also für die Jugend ein Übermaß von Freiheit; dementsprechend liegt auch ein Übermaß zarterer oder stärkerer Arbeitskraft vor, welches der Verwertung bedarf.

Gerade auf dem Lande besteht nun Arbeit für jede Hand, eine Vielfältigkeit der Tätigkeit. Die verschiedensten Ver-

richtungen wechseln einander ab. Das Werben und Waschen, das Leben in Garten, Hof und Stallungen erfordert fortgesetzt sorgende und hegende Betätigung. Dabei weiß unsere ländliche Bevölkerung diese kleinen Arbeiten sehr wohl auf die einzelnen Glieder von Familie und Haushalt zu verteilen. Es ist gewissermaßen selbstverständlich, daß das Landkind von früh auf kleine und leichte Arbeiten verrichtet, daß es auf Grund eines niemals niedergeschriebenen Systems mit den Jahren in die ländliche Arbeit hineinwächst. In normalen Zeiten war das durch dieses ungeschriebene Gesetz genau geregelt. Jetzt im Kriege hat allerdings manche jugendliche Landkraft Verrichtungen erfüllen müssen, die über ihre Jahre hinausgehen. Aber die harte Notwendigkeit des Krieges hat auch die Frau wieder hinter den Pflug gestellt. Unsere Landbevölkerung hat vielfach fast Unmögliches möglich gemacht!

Wenn nun aber die kräftigere, körperlich weiter entwickelte und an Arbeit gewöhnte Landbevölkerung — besonders an Frauen und Kinder ist hier gedacht — die schwerere Arbeit leisten müssen, so bleibt jene Kleinarbeit der jungen Kräfte vielfach vernachlässigt, sie muß in der Eile und unter dem Mangel an Leuten flüchtig verrichtet werden. Was nicht aus dem Waschen und Werben unbedingt notwendig ist, bleibt vielfach liegen. Die aufs Land verpflanzten Stadtkinder können da zu Hilfstäften werden, mehr oder weniger, je nachdem jüngere oder ältere Knaben und Mädchen in die ländlichen Haushaltungen einziehen. Der Bedarf nach diesen oder jenen regelt sich gewissermaßen von selbst.

Die Landbevölkerung war durch den ministeriellen Erlaß von vornherein darauf hingewiesen worden, daß die Kinder zur Tätigkeit angehalten werden müssen. Bei der Meldung für die Aufnahme durfte sie aber auch angeben, ob sie Kinder unter zehn Jahren oder ältere haben wollte. Der Haushalt, der selbst größere Kinder hat, wird nun damit gerechnet haben, diese eigenen zu schwerer Arbeit heranzuziehen, den zarteren Stadtkindern aber leichtere Verrichtungen zuzuteilen, beispielsweise die Beaufsichtigung kleinerer Kinder. Dadurch werden die größeren Geschwister, sogar die Mütter für die Landarbeiter frei. Auch Haushaltungen mit zahlreichem Viehbestande können größere Kinder wohl verwenden. In Hof und Garten findet indessen auch das Kind unter zehn Jahren Betätigung, die seine Kraft nicht übersteigt.

Die Gefahr einer Überbürdung der Stadtjugend erscheint übrigens schon deswegen nicht gegeben und das Schlagwort vom Raubbau der Kinderarbeit übertrieben, weil unsere Landbevölkerung selbst der beste Gradmesser für die Arbeitsfähigkeit und Leistungskraft der Kinder ist. Sie wird aber an das Stadtkind einen noch viel kleineren Maßstab anlegen, weil sie von vornherein gewohnt ist, in der Stadtbevölkerung die körperlich schwächere zu erblicken. Es kommt aber noch ein zweites dazu. Bei der Verschickung der Stadtkinder aufs Land sind zwei Systeme zu scheiden: das der einzelnen Verpflanzung und das der gruppenweisen unter Aufsicht von Lehrkräften. Die letzteren werden draußen unter ihren Lehrern als jugendliche Arbeiterkolonien beschäftigt. Eine Überbürdung und Ausbeutung fällt damit weg. Die im einzelnen untergebrachten Kinder dagegen sind ebenfalls unter fürsorglicher Aufsicht, weil eine solche Lehrern, Pfarrern, den Gemeindegewerkschaften oder den für die Organisation arbeitenden gemeinnützigen Vereinen zur Pflicht gemacht wird.

Die sehr geringe Gefahr von Ausnutzung und Überbürdung der Jugend hält andererseits nicht entfernt dem Nutzen die Wage, der aus ihrer Heranziehung zur Arbeit erfließt. Einmal ergibt sich der Nutzen für die Kinder selbst. Sie lernen kleine Pflichten erfüllen, gewinnen Einblick in das Wesen der ländlichen Produktion, bekommen Achtung vor der Tätigkeit des Landmannes, Ehrfurcht vor der allergehenden, allerversorgenden Mutter Natur. Sie tragen auch durch ihre Hilfeleistung einen Teil der Dankeschuld an ihre Pflegeeltern ab. Die Moral des Kindes wird also nicht gefährdet, im Gegenteil, sie wird in sittlich fördernde Bahnen gelenkt. Dann aber ist auch für die Allgemeinheit die Arbeitsleistung der Stadtkinder während der Sommermonate draußen auf dem Lande als ein Faktor von Bedeutung zu veranschlagen. Tropfen zu Tropfen fließt durch sie dem gewaltigen Sammelbecken nationaler Arbeitskraft zu, das unsere Kriegswirtschaft durch Einrichtung des Zivilienflusses geschaffen hat. Sind es auch nur kleine Einzelleistungen, Handgriffe, täglich zu verrichtende kleine Pflichten, die nicht viel bedeuten, für den einzelnen Haushalt eben nur Tropfen sind, so wird das Bild ein wesentlich anderes, sobald man die geleistete Arbeit zu einem großen Ganzen zusammenzieht. Dann aber wird es wahrnehmbar, daß auch das Kind mit seiner schwachen Kraft die ländliche Produktion zu fördern vermag. Daß seine Arbeit in Hof und Feld, in der Pflege der Tiere, in der Vernichtung des Unkrautes, in der Gartenarbeit, im Hause dazu beiträgt, der menschlichen Ernährung Mengen zu gewinnen, die ohne Hilfe der zarten Kinder-

hand wahrscheinlich verloren wären, weil auf dem Lande durch Mangel an Arbeitskräften manches zu tun unterbleiben würde, was die jungen Helfer aus der Stadt in diesem Sommer gerne und freudig leisten.

Darum darf diese Kinderarbeit, nicht mit tönenden Worten unterbunden werden. Ihre Förderung durch systematische Aufklärung, durch Hinweise und Richtlinien seitens der Kriegsverwaltung wäre vielmehr als nächste Aufgabe zu erstreben. Darüber hinaus sind Berufene am Werke, die das Wohl der Jugend überwachen. Zu diesen Berufenen aber gehören in erster Linie jene Landbewohner selbst, die sich freiwillig erbieten haben, den städtischen Kindern ihr Heim zu öffnen. In über Erwarten großer Zahl erbieten sie sich zur unentgeltlichen Aufnahme. Das ist genug des Beweises dafür, daß keine Ausnutzung, kein Raubbau getrieben werden. Vielmehr besteht die Voraussetzung, daß unseren Stadtkindern auf dem Lande auf Grund dieser Freiwilligkeit wahrhaft elterlicher Schutz zuteil wird, daß sie dormal einst heimkehren in die städtischen Wohnungen, erholt und wohlgepflegt, aber auch reicher an Erfahrung und Kenntnissen. Unter diesen Kenntnissen aber wird, neben dem besseren Verstehen der Natur, die von der vaterländischen Bedeutung unserer Landwirtschaft die wichtigste sein. Sie wird umso tiefer und gründlicher werden, je mehr unsere Kinder durch Mitarbeit und Übernahme von Pflichten in dieses Verständnis eindringen. Das aber ist der stärkste Faktor für die Bejahung der Frage, ob sie sich draußen nützlich machen sollen oder nicht.

Redensarten aus Nassau.

Von J. Brumm.

Aus dem Reichtum nassauischer Redensarten möchten wir hiermit eine kleinere Anzahl der Öffentlichkeit übergeben, wobei wir uns bestreben werden, der Herkunft und Bedeutung derselben nach Möglichkeit auf den Grund zu gehen.

„Er sieht wie eine Aigel“, sagt der Nassauer. Die Aigel ist die Elster, ein in Nassau noch häufig vorkommender „preussisch“ gefärbter Vogel aus der Familie der Krähen, der die böse Neigung hat, glänzende Sachen, wie goldene Ringe, Ohringe und dgl., zu stehlen und in seinem Neste zu verbergen. Es gibt die Redensart von allen denjenigen Menschen, vor denen fremdes Eigentum nicht sicher ist. Man sagt von einem solchen auch, „er zht.“

„Man spricht von naut; es kommt von aut.“ Naut hat die Bedeutung von nichts und aut die von etwas. Die Redensart will also sagen, daß man nicht ohne Grund von etwas spricht.

„Es ist etwas bidelfest.“ Der Videl, richtiger Fidel, ist die Spitzhade des Bergmannes, mit der er das härteste Gestein angreift. Widersteht es, so ist es bidelfest. Eine Sache ist somit bidelfest, wenn sie den schärfsten Angriffen widersteht.

„Er ist ganz blott.“ Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist federlos, haarlos, kahl. Junge Vögel und nackt geborenes Gekrönte kam hierbei in Betracht. Heute gebraucht man die Redensart in dieser Beziehung nicht mehr. Ist aber einem das Geld ausgegangen, wie dies gegen Ende eines Monats oder Quartals nicht selten vorkommt, so sagt er von sich: „Ich bin ganz blott.“

„Maane Kinner, Maane Last, grouße Kinner, grouße Braut.“ Das Wort Braut ist mit Gebrechen verwandt und bedeutet so viel wie Sorge, Beschwerde, Kummer, und wer Kinder groß gezogen hat, weiß aus eigener Erfahrung, daß ihm die großen oft mehr Sorge und Kummer bereiten als die kleinen.

„Maane Dippche haue aach Ohn“, eine Redensart, die man oft anwendet, wenn in Gegenwart von mehreren Kindern zweideutige Gespräche geführt werden und dabei anmutet, sie verstehen nichts davon. Die Redensart will also darauf aufmerksam machen, daß Kinder von gewissen Dingen oft mehr verstehen, als wir anzunehmen gewohnt sind.

„Es is laa Dippche, es baht e Deckelche druff“, aufs menschliche Leben angewendet, will das heißen, es ist kein Mädchen, es findet einen Mann.

„Er hatt bei mir noch e poar im Solber seige.“ Solber ist die Lale, in der das Schweinefleisch gefahren wird. Hat somit einer bei einem andern etwas im Solber liegen, so hat er etwas Gefährliches oder etwas Schärftes zu erwarten. Der Nassauer drückt das auch anders aus: „Der kriecht von mir noch emol fer' schwere Dieb.“

„Mach' mer nouer su laa Zire-Kage!“, d. h. keine dummen Poffen.

„Er holt e poar in der Sach' gefunne.“ Kinder wie ein Haar in der Suppe, so hat man uns den Appetit verdorben. Die Redensart will somit sagen, er hat in der Sache etwas gefunden, was ihm die Lust dazu verdorben hat.

„Mer kännt' groad Laus kriech“, namentlich dann, wenn man lange auf eine Sache warten muß. Läuse sind ungeliebte Gäste, die uns durch ihr fortwährendes Krabbeln ungeduldig machen, gerade wie das lange Warten unsere Ungeduld hervorruft.

„Er fählt sich wie die Laus im Grind“, nämlich außerordentlich wohl.

„Do haue mer den Schlammassel.“ Das Wort Schlammassel soll aus dem Hebräischen stammen und mit Schlamm verwandt sein. Es befindet sich demnach der in einem Schlammassel, der in eine schlimme Lage geraten ist.

„Es schläft einer wie en Raß.“ Unter einem Raß ist der Zitis zu verstehen, ein Tier aus der Marderfamilie, das den ganzen Tag schläft und nur nachts auf Raub ausgeht. Wer also den ganzen Tag schläft, der macht's wie der Raß.

„Es ist alles rattelahl gefressen.“ Die Ratte ist im Grunde genommen nicht laßl, nur der lange Schwanz weist diese Eigenschaft auf, und daher mag auch die vorstehende Redensart entstanden sein.

„Mach' so kein' Quatsch!“, d. h. rede nicht so unsinniges Zeug.

„Was brauchst Du sou zu girn!“ Das Wort „girn“ horte ich zum erstenmal in Kleeberg im Taunus, gelegentlich einer Trauerfeier und zwar in der Bedeutung von weinen. Mich hat das an eine gewisse Taube erinnert, die in unseren Wäldern ihre klagenden Laute hören läßt, die der Volksmund in die Worte gefaßt hat: „Der Kuckuck, der Dieb, der hat mir meine Eier ausgefressen.“ Ich glaube, es ist die Hohltaube. Hört man ihr Jucken, so versteht man, daß „girn“ Weinen und Klagen bedeutet.

„Dau beriffst Dich gar nit mude“, d. h. du hast gar nichts zu sagen.

„Den hab' ich schon lang auf der Mude.“ Mit dem Wort „Mude“ ist hier das Visier und Korn der Flinte gemeint, das man beim Schießen scharf ins Auge nimmt. Hat man einen auf der Mude, so paßt man ihm scharf auf.

„Er ist mit der Frau Holle gefahr'n.“ Frau Holle ist bekanntlich die germanische Göttin, die am Zwölften jedes Monats durch die Lände fuhr und die Felder segnete. Wer mit ihr fuhr, vergaß im Anblick der erhabenen Göttin, ihres reich geschmückten Wagens und ihrer segnenden Tätigkeit alles andere um sich her. So gilt denn die Redensart vom „Hollefahr'n“ von einem Menschen, der nicht bei der Sache ist.

„Es wird nit lang gefackelt.“ Die Fackel wird hin- und herbewegt. Die Redensart will somit sagen, es wird nicht lange überlegt, sondern flüchtig und entschlossen gehandelt.

„Ich werfe Dich uff de Zurn, daß Dic der Herzhennel tracht.“ Der Herzhennel ist offenbar das Organ, mit dem das Herz mit den übrigen Organen des Körpers verwachsen ist. Tracht er ab, so hat das den Tod zur Folge.

Hiermit seien unsere heutigen Ausführungen geschlossen.

Der Erbsenader.

Von Hans Gäßgen, Wiesbaden.

Im Taunus, nicht allzuweit von Wiesbaden, trifft der Wanderer unversehens, auf eine Pflanzung hinaustretend, eine mächtige Höhlung an, die in Hausgröße und -tiefe dort in die Erdrinde gerissen ist. Der Geologe belehrt uns, daß wir es mit einem erloschenen Vulkan zu tun haben. Der Volksmund aber, der den Krater und seine Umgebung Erbsenader nennt, weiß dieses zu berichten.

Vor vielen, vielen Jahren lebte dort, wo heute der Erbsenader seinen Namen dem Himmel entgegenhebt, ein armes Weib, das kaum wußte, mit was es sein tägliches Brot verdienen sollte. Auf dem fargen Steinboden baute sie allerhand Gemüse, von dem sie sich nährte jahraus und jahrein.

Eines Tages, als die Erbsen besser denn je geblüht waren und unzählige, zum Bersten gefüllte Schoten an den Büschen hingen, trat zu der Frau, die in ihrem Garten arbeitete, ein Mann, von dessen Auge ein seltsames Leuchten dem Weibe entgegenkam.

Die Frau erschrak, der Fremde aber sprach: „Weib, ein Wunsch steht dir frei; im voraus sei er dir erfüllt. Aber sei klug und wünsche nichts, was dir vielleicht Schaden bringt.“

Das Weib sann und sann. Sie wünschte sich alles und auch wieder nichts, denn sie war arm, aber doch nicht völlig unzufrieden mit ihrem Los, wußte sie doch recht wohl, daß Reichlein nicht schon das Paradies auf Erden bedeutet.

Blötzlich aber fiel ihr Blick auf die reichbehängenen Erbsenkräucher und sie sagte, ohne daß sie selbst wußte, was sie tat: „Ich wünschte, alle Erbsen in meinem Garten seien aus purem Gold.“

Ein gewaltiger Donnererschlag dröhnte da durch die Welt. Im jähen Aufblitzen eines flammenden Blickes sah das Weib seinen Wunsch erfüllt: Allüberall strahlte ihr Garten von gleißendem Gold.

Aber nur einen Augenblick durfte sich die Arme ihres Reichtums freuen.

Ein zweiter, noch gewaltigerer Donnererschlag öffnete die Erde, und in jähem Sturz sank das Weib und der goldene Garten in die brodelnde Tiefe.

Als bald danach Leute aus den benachbarten Dörfern herbeieilten, sahen sie mit Staunen den gewaltigen Krater, dort, wo noch vor wenigen Stunden ein kleiner, blühender und fruchtsegnetter Garten gewesen.

Ein alter Eichenbaum aber, dem das furchtbare Geschehnis die Sprache verliehen, erzählte ihnen, wie jene Höhlung entstand, die noch heute den Namen Erbsenader führt.

Vom Sinn des Johannisfeuers.

Wenn am Abend des 23. Juni, dem Vorabend des Johannisfestes, in deutschen Gauen die Johannisfeuer aufflammten, dann mögen sie als Zeugen altgermanischen Fühlens und Hoffens erscheinen. Von den Vorvätern vor Jahrtausenden entzündet in dem festen Glauben, alle feindlichen Mächte und bösen Geister zu vertreiben, sollen sie uns erinnern an die unvergängliche und unzerstörbare Kraft, die im Volkstum liegt und in dem Vertrauen auf ein höheres Walten, das die Schicksale der Menschen und Nationen bestimmt. Der schöne Brauch der Johannisfeuer ist in neuester Zeit wieder mehr in Aufnahme gekommen und gilt als ein Wahrzeichen deutscher Frömmigkeit; die Feuer wurden zuerst zum Sinnbild des nationalen Gedankens bei den Deutschböhmen, nachdem die vom Slaventum beeinflusste Regierung die alte Sitte verboten hatte. Wohl ist das Sonnenwendfeuer nicht auf Deutschland beschränkt, sondern es findet sich auch in romanischen Ländern, in Rußland und anderwärts. Aber dieses Entzünden der reinigenden Flamme hat sich bei uns am längsten und am lebendigsten erhalten, und der Gedanke geht in seinen tiefsten Wurzeln zweifellos auf ein indogermanisches Sommerfest zurück, auf das Mahavrata-Fest in Altindien, bei dem Mädchen den brennenden Feuerstoß umtanzten. Die gleiche Feuerverehrung lebte bei den alten Germanen; sie pflegten neuervorbenen Grund und Boden mit einem Feuerbrande zu umschreiten, um das Land vor verderblichen Geistern zu beschützen. Noch im Mittelalter sind bei Seuchen und ansteckenden Krankheiten die sog. Notfeuer üblich, eine altheidnische Sitte, gegen die bereits im 7. Jahrhundert der heilige Gregorius auftrat und die man immer wieder durch Verbote vergeblich zu unterdrücken suchte. Wie ausdrücklich betont wird, entzündete man diese Feuer „gegen Drachen, so die Luft verderbten“. Zweifellos liegt dieser Anschauung ein praktischer Sinn zugrunde, denn man wußte, daß das Feuer des Holzstoßes die Luft von schädlichen Stoffen, nach volkstümlicher Auffassung von feindlichen Dämonen, reinigen könne. War Pestilenz und böse Sucht über eine Gemeinde hereingebrochen, so beschloß man die Veranstaltung eines Notfeuers. Vor Sonnenaufgang zog alt und jung feierlich nach dem festgesetzten Platz und schleppte Holz herbei. Ein reiner Jüngling mußte dann durch Reiben eines harten Holzes mit einem weichen das Feuer entzünden, das alle übrigen Mitglieder durch Hineinwerfen von Scheiten nährten. Durch die Flammen wurde das gesamte Vieh dreimal hindurchgetrieben; auch die Menschen sprangen durch das reinigende Element hindurch, und die Asche des heiligen Brandes wurde auf Feld und Wiesen gestreut, den Tieren unter das Futter gemischt. Da nun nach dem Volksglauben die bösen Geister besonders in der Johannisnacht ihr Wesen trieben, so kam man allmählich dazu, dieses von Fall zu Fall entzündete Notfeuer alljährlich einmal in dieser kritischen Zeit zu entfachen, und so entstand das Johannisfeuer. Die Einzelheiten des frühmittelalterlichen Notfeuers finden sich alle in dem Brauch des Johannisfeuers wieder. Auch hier wird das Holz von allen Gemeindegemeinschaften unter Sprüchen und Liedern zusammengetragen. Man treibt das Vieh durch die Glut oder wenigstens um die Flamme; das Feuer wird umtanz, und wenn es dem Verlöschen nahe ist, übersprungen. Die Flamme, ja sogar der Rauch, auf dessen

starke Entwicklung man besonders bedacht ist, bringt den Feldern Segen; die Asche befördert die Fruchtbarkeit. An die Stelle des frommen Ernstes, mit dem die Alten die Flamme zum Himmel auflodern ließen, ist freilich zumeist lärmende Lust und Fröhlichkeit getreten. Aber auch in dieser heiteren Feier des Johannisfeuers lebt altdeutscher Glaube. Denn es ist ja auch der Sieg des Lichtes und der Lichtgötter, der in diesem Feuer gefeiert wird. Die ohnehin schon kurze Sommernacht wird durch das entzündete Licht gänzlich verbannt und den lichtfeindlichen Mächten der Finsternis die letzte Zuflucht geraubt. Frommer Glaube an die Mächte des Lichtes und der Reinheit lebt so noch heute in diesen Feuern, und deshalb gilt auch weiter der Spruch, den Goethe gegen die Polizeiverbote des Johannisfeuers richtete:

„Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren;
Besen werden immer stumpf gefehrt,
Und Jungen immer geboren!“

C. K.

Mädchen mit dem blonden Haar . . .

Sah ein kleines Wiesental
Im ersten frischen Frangén —
Mädchen mit dem blonden Haar
Ist vorübergegangen.

Sonne lachte froh herab,
Leuchtete so golden,
Hüllte ganz in Schimmer ein
Die Gestalt der Goldenen.

Blume hier und Blüten dort,
O Schönheit, unermessen!
Alles herbe Erdenleid
Hab' ich da vergessen.

Stand noch lang' im Wiesental
Boll sehndem Verlangen —
Mädchen mit dem blonden Haar
Ist vorübergegangen.

Herm. Harten, Wiesbaden.

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Baudereien.

- Aus der „guten alten Zeit“. Von Anna Mosegaard. Nr. 5.
Das Frühlingslicht. Von Erich Bodemühl. Nr. 3.
Neues Land. Von Wilh. Lennemann. Nr. 6.
Pflingsten. Von Erich Bodemühl. Nr. 5.
Schacht Siegfried. Von Wilhelm Lennemann. Nr. 3.
Sei eigener Herr. Von Wilhelm Schoof. Nr. 1, 2.
Spruch. Nr. 1, 2.
Tausend Stunden Licht. Von Joh. Tauber. Nr. 4.

Aussäge und anderes.

- Alte Volksbräuche am Himmelfahrtstag. Von A. M. Witte. Nr. 5.
Der Erbsenader. Von Hans Gäßgen. Nr. 6.
Der Wald im Volksleben und Volksglauben. Von Rudolf Ries. Nr. 1, 2.
Deutsche Fastnachtsbräuche. Von Friedrich Spreen. Nr. 2.
Deutsche Frühlingsspiele. Von C. K. Nr. 3.
Eine 200 jährige Pflanzordnung. Von Reubell. Nr. 3.
Fasnachtsprüche. Von J. B. Nr. 2.
Flurumgänge. Von Georg Kraus. Nr. 4.
Für unsere Dorffrauen. Von L. Haarbed. Nr. 4.
Germanische Bräuche am Gründonnerstag. Von C. K. Nr. 4.
Gründonnerstagsbräuche. Von C. K. Nr. 3.
Ostergelächter. Von C. K. Nr. 3.
Pflingstgeister. Von C. K. Nr. 5.
Redensarten aus Nassau. Von J. Brumm. Nr. 6.
Umschau. Nr. 1, 2, 3, 4, 5.
Vom Sinn des Johannisfeuers. Von C. K. Nr. 6.
Wertung der Landarbeit unserer Stadtkinder. Von Else Trott-Hege. Nr. 6.

Gedichte.

- Der Vote. Von Kurt Wolff. Nr. 4.
Die Mühle am Deich. Von Justus Flöthe. Nr. 1.
Maimorje. Von W. Reuter. Nr. 5.
Mädchen mit dem blonden Haar . . . Von Herm. Harten. Nr. 6.
Mout. Von W. Reuter. Nr. 3.